

Sturm zu Mauerbogens geworden, und die Schieferloden zu wehenden Apfelbaumblüthen. O schöne Weibnacht! — Aber als sie dahin in der Stube waren und Ernst das Lampenlicht hinstellte auf den Tisch, da sah er es, wie blaß und abgemäht seine Sabina geworden war.

„Gottlob, jetzt bin ich wieder da!“ sagte sie und setzte sich erschöpft auf die Bank am Ofen, in welchem die Flamme knatterte, wie ein Kleingewehrfeuer zwischen den grimmigen Feinden Hitze und Kälte. „Mein lieber Mann! Was ich ausgestanden habe!“ Sie zitterte vor Erregung.

„Im Gotteswillen, Weib!“ rief er, „ist es schlecht ausgegangen?“

„Ost! Ost!“ sagte sie unter Weinen, „sonst könnte ich ja nicht da sein. Ich weiß mir vor Freunden nicht zu helfen.“

Er ließ vom Wirtschaftshaus Braten und Wein holen, und von allem, was sie dort für das Fest in Vorrath hatten. Er zündete die zweite Lampe an, daß es nur recht hell sei auch in seinem Haus. In den anderen Häusern lachten sie vor Freude, aber hier hat der heilige Geist ein so großes gewaltiges Glück gebracht, daß die zwei Leutchen vor Freude weinen müssen. So groß wäre die Seligkeit nicht gewesen, wenn sie jetzt zu dreien vor einem Christbäumchen gesessen hätten, wie sie es sich einst ausgemalt! Zum besten Glück führen die dunkelsten Wege und der Pfad zum Himmel geht durch das Negefeuer.

„Und jetzt mein Weib!“ bat der Ernst, als sie sich erquickt und etwas beruhigt hatten, „jetzt erzähle.“

„Der geistige Tag!“ sagte die Sabina, starrte vor sich auf den Tisch und schüttelte ein wenig den Kopf. „Daß der Christenmensch so was thut auszulassen, geglaubt hat ich's nimmer.“

„Trin' eins!“ mahnte er und stieß sein Weinglas an das ihre. Sie langte nach dem Glase, wollte es zum Munde führen, vergaß aber drauf, indem sie anhub zu erzählen.

Schon vorgelesen ist es mir gesagt worden,“ begann sie, „daß ich mich auf die Verhandlung vorbereiten sollte. Mein Auge habe ich zugehalten die ganze Nacht vor Freude darüber, daß die Leidenszeit nun ein Ende haben wird. Denn ich habe an nichts gedacht, als daß sie mich meiner Leichtsinnigkeit wegen tüchtig ausschelten und aus dem Arrest entlassen würden. Die fünf Wochen sind mir sehr wenig gewesen, ich will mir's merken, daß man kleine Kinder nicht mit in's Zeit nimmt. Früh morgens kommt die Kerkermeisterin, bringt mir einen guten Kaffee und einen großen Becken dazu; ich sollt mich nur färchen, hat sie gesagt. Ich habe noch an nichts Schlimmes gedacht. Drauf, wie es grau wird — Licht wird's ja gar nicht im Keller — kommt der Gewandmirt aufgezanztem Gewehr. Na, das wird eine Gefahr haben für den starken Kerl! denke ich. Wie er mich auf die Gasse führt, stehen am Thor viele Leute. Da kommt sie! heißt's, da kommt die Kindermörderin! und lauft uns der ganze Schwarm nach. Ich hätte dem Gefindel meine Meinung gesagt, aber der Gewandmirt läßt mir keine Zeit. Jesus Maria, wie ich in den Gerichtssaal komm, ist alles voller Teuf, daß wir uns kaum durchdrängen können, und ein Ansehen ist das, und ein Stoßen

und Drängen! ich kumt die Kaiserin gewest sein. Jetzt, vor einem grünen Tisch muß ich stehen bleiben. Ein Kreuzhir und zwei Kerzen. Der Gewandmirt steht hinter mir wie ein feineses Bildniß. Ich schau nicht nach rechts und nicht nach links, das Kopfschiel zieh ich mir schier über die Augen vor; weggehen, hab ich gemeint, muß ich vor langer Schand. — Seit geht eine Thür auf, jetzt kommen sie. Schöne Krügen und lichte Krüge haben sie an ihren Hüften. Drei jetzt sind vor mir an den Tisch. Einer setzt sich links an einen andern Tisch; nachher kommt der langbrüthige Mann, der mich im Keller beuhet hat, und gesagt, daß er mich verheigen müßt, und setzt sich auch an einen Tisch. Zur rechten Hand sitzen ihrer eine Menge auf der langen Bank, lauter Männer; da werden die Kerzen angezündet, und sie müssen jeder ein Jurament ablegen. Na, gute Nacht, denk ich, wenn das alles mich angeht! — Alsbann, jetzt heißt's an, Von den dreien der mittlere, das ist der oberste Richter —

„Der oberste Richter ist Gott!“ unterbrach sie Ernst.

„Das habe ich mir auch gedacht,“ sagte sie, „und io habe ich mir nicht viel daraus gemacht. Jetzt, der Richter hebt an und fragt mich aus, von meinem Geburtstags an bis zum diesjährigen Neujahrsfest, wo das Unglück ist geschehen. Ich hab ja schon früher alles erzählen müssen und erzähl's jetzt noch einmal. Und wird mir vorgehalten, daß ich einmal gesagt hätt, ich wolle kein Kind haben. Und werde gefragt, ob's wahr wäre, daß ich gesagt hätt, ich brauch' kein Kindsmädel, es wird io nicht lang dauern. Und solche Sachen. Und daß ich das erstmal anders ausgesagt hätt, als jetzt, dozumal sei das Kind auf der rechten Seiten gelegen und jetzt auf der linken. Das erstmal hätt ich sogleich nach dem Mann gerufen, jetzt thät's herauskommen, daß ich ihm die Sach hätt verheimlicht wollen. — Mir wird ganz blau vor den Augen, und wie ich mir denk, jetzt schauen viel hundert Augen auf dich, und viel hundert Ohren fangen deine Red auf, und der Widerpruch ist da und der Verdacht ist da — und jetzt weiß ich nimmer, was ich red. Auf das steht einer auf und liest eine Schrift. Ernst! Mein Ernst, das ist eine schreckbare Schrift gewesen. Ein solcheses Weisbild thät ich sein und hätt mein Kind mit Fleiß umgebracht. Ich spring vor zum Tisch, jetzt auf einmal ist mir ein Licht aufgegangen. Teuf! schrei ich, mit Fleiß hätt ich's gethan? Jesus Christus soll mich verdammen! Ich mein Kind umgebracht! — Still sollt ich sein, hat's geheißen, es würde bald aufkommen. Ist die Eier-Katze bei der Thür hereingeführt worden, die schaut mich fremd an, und io kalt, als ob ich ein Stück Holz wär, und keine Schulgenossen aus ihrem Seimathsdorf. Die muß auch einen Schwur ablegen vor dem Kreuzhir, daß sie die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagen will, io wahr ihr Gott helfe. Und sagt alsbann aus, daß ich ihr einmal eingestanden hätt, ich wolt kein Kind haben. — Du Narr! ruh ich, wann hab ich Dir das eingestanden? Als ich noch lang lebig bin gewest. — Ob sie sonst was von mir thäte wissen? — Nein, nichts Gutes und nichts Schlechtes. Nachher hat sie gehen können. Die zweite Zeugin ist die Zimmermeisterin Fragler. Wie sie eintritt, schaut sie mich io böskafft

unfähig sei, den Ekelhandel anzuhören. Dann kam Gordon und mit ihm ein Oesterreicher, Komolo, der es sich zum Ruhme geleht, im Dienste der Menigheit gegen die Sklaverei zu kämpfen. Er schrieb noch 1879: „Ich habe den Ekelhandel für alle Zeit vernichtet.“ Das war aber eine Täuschung, der Ekelhandel blüht dort nach wie vor.

Literatur und Kunst.

* Friedrich Sch. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von F. August Reichmann. (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel. 1887. 130 S. 8.) Mit dem Widmungs-Komponisten der Gegenwart zu denjenigen, welche die Originalität suchen und die lebendigen Geistes-Verwandlungen in streng geschlossenen Kunstformen schaffen; er hat, wie Reichmann sagt, den durch die Romantik erweckten Geist in die engen mittelalterlichen Formen zu gehen gewußt. Wie allen Künstlern, welche die ausgezeichneten Mittel nicht als Schand, nicht als das Weien des Kunstwerks behandelten, ist es auch ihm ergangen; nur langsam haben seine Arbeiten den Gegenstand gefunden. Er war einer der „Wiederhersteller“, welche der Hof-Friedrich Schreiber's nach Dehm sog. Nach seiner Ausbildung blieb er der anhaltischen Weibung als Musikdirector des Hoftheaters 10 Jahre lang treu. Dann

knöchiges Weib. Ein Vorhang weicht und vier nubiiche Mädchen von wunderbarer Schönheit kommen hervor, drehen sich in altem ägyptischen Tanze, während die an Knöcheln angebrachten Silberringe ein eigenhümlich summerndes Geräusch erklängen lassen. Die Mädchen drehen sich und tanzen bis sie zusammenbrechen. Zuletzt beuden wir ein Sklavengericht. Ein von anderen ungleichhöres Haus nimmt uns auf. Karottische Züngerinnen beginnen einen Gesang und wie sie wieder schweigen, erscheinen sechs Mädchen von außergewöhnlicher Schönheit, welche in ihrer beinahe vollständigen Nacktheit durch den Tabaknebel strahlen. Eines der Mädchen tritt in die Mitte, ein Schloß überreicht ihm einen langen goldenen Sabel, den es um sich schwingt, dreht und zwischen die kleinen Zähne nimmt und zuletzt bricht das Mädchen im Drehen vor ihrem Herrn zusammen. Jetzt kommt ein zweites Mädchen, aber nicht io geschickt oder io glücklich als das erste, tritt es im Schwingen mit der Säbelspitze die Stirn eines Kammanns. Das Mädchen wird fortgeschleppt und bald hört man das Wehgeul und das Aufschreien der irischenen Weibchen. Eines der Mädchen des armen Weibchens. Dann stehen vier und zwei Sklaven im Säbelspiel; nächst erhebt sich der eine und verliert den andern mit einem Säbel einen wichtigen Stich über den Kopf. Da beginnen die Sklavenbedeckungsplätzen ganz gemüthlich in das Gefäß hereinzuheben, worauf natürlich alles sich eilig abzumacht. So war es bis 1870, wo der erste englische Gouverneur kam, aber der sich zuletzt sagen müßt, daß er

Land- und Hauswirthschaft.

Die Schweinepest in Scandinavien.

In den skandinavischen Ländern ist bekanntlich unter den Schweinen eine Krankheit ausgebrochen, die zuletzt ganz besonders in Dänemark grassirte und zahlreiche Opfer forderte. Von Dänemark aus findete nun eine sehr große regelmäßige Einfuhr von Schweinen und Schweinefleisch nach Deutschland statt, io daß jene Vorgänge bei unsrer nordischen Nachbarn andere höchste Aufmerksamkeit verdienen. Durch ein Einfuhrverbot ist zwar der Gefahr der Einschleppung nach Möglichkeit vorgebeugt worden, da indeß noch in letzter Zeit eine sehr große Einfuhr von Schweinen nach Deutschland stattgefunden hat, so ist heute noch nicht zu sagen, ob nicht doch eine Verschleppung vorgekommen ist. Ist doch die Ausbreitung der Seuche in Dänemark lange verheimlicht worden und tritt doch ferner als erschwerend hinzu, daß die Krankheit oft erst vierzehn Tage und länger nach erfolgter Ansteckung ausbricht. In jedem Falle ist Vorsicht geboten, und das umso mehr als die Krankheit bei uns neu ist, und darum oft nicht zeitig erkannt werden dürfte.

Nach den Beschreibungen dänischer Mütter und nach dem Berichte des Dr. Bang in Kopenhagen ist die Krankheit, die der letztere „Schweinepest“ nennt, eine dem Rotzlauf ähnliche Krankheit, aber doch von diesem, wie auch von der in Deutschland bekannten Schweinecholerä verschieden; sie dürfte mit der in Amerika unter dem Namen Hog-Cholera bekannten Seuche identisch sein. Es tritt bei dieser Schweine-Cholera Schweinepest zunächst eine Ermattung der Thiere ein, sie lassen Schwanz und Ohren hängen, und liegen meist still. Eine hochgradige Erregung tritt dann dazu, die Reflexität hört auf und ein heftiger Durchfall tritt nach einer vorübergehenden Berstoppung ein. Die entleerten Exkremente sind sehr dünn, überirdend und oft mit Blut vermischt. Bei manchen Thieren färbt sich die Haut zunächst an den Ohren und der Schnauze roth, diese Röthe ist aber nicht io dunkel und io häufig wie die bei Rotzlauf eintretende, auch ist sie nicht io umfangreich und verbreitet sich nur selten über den ganzen Körper, ferner ist der Durchfall eine Erscheinung, die die Verweselung mit Rotzlauf ausschließt. Auch werden die von der Pest befallenen Thiere nur selten in kurzer Zeit, oft erst nach 8 bis 14 Tage während der Krankheit. Vor dem Verenden treten häufig Krämpfe ein.

Ueber das Wesen und die Verbreitungsart der Krankheit ist man noch nicht unterrichtet. Man findet bei den erkrankten Thieren im Rachen, Munde, unter der Zunge, an den Backen und Gaumen diptheritische Flecken und Schorfe, auch unreine, graugelbe Wunden. Es ist auch erwiesen, daß diese Flecken und Schorfe auf die Zigen und Cuter fängender Thiere übertragen werden können, und dort ähnliche Erscheinungen hervorgerufen. Auch hat die Untersuchung gefallener und getödteter kranker Thiere ergeben, daß Entzündungen des Mund- und des Dickdarmes stattfinden, die in verschiedenen Stadien, von der einfachen Röthung bis zur vollkommenen Auflösung der Darmwand in eine leberartige, innen gelbliche und säuerliche Masse führen. Doch aus alledem ist noch nichts sicheres über die Entstehung der Krankheit, ihre Heilung und Verhütung zu folgen, dazu müssen weitere Erfahrungen abgewartet werden. Damit aber die Seuche nicht in Deutschland zur Ausbreitung gelange, sollte jeder Wessler auf seine Schweine sehr sorgfältig achten. Bei irgend welchen verdächtigen Anzeichen ist das erkrankte Thier sofort von den andern zu trennen und ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, damit sicher festgestellt werde, ob die Schweinepest eingeschleppt ist oder nicht.

Pflanzet Nuthbäume.

Unter allen Obstbäumen wird bei uns keiner so sehr vernachlässigt, wie der Nuthbaum. Früher waren die Nuthbäume in schönen stattlichen Exemplaren häufiger zu treffen, sie fehlten von Jahr zu Jahr mehr zu verschwinden. Das ist in fast allen Gegenden io, und es läßt sich der Zeitpunkt absehen, wo Nuthbäume in manchen Gegenden zu den Seltenheiten gehören werden. Wird doch jetzt der Nuthbaum keines Holzes wegen vielfach geschlagen. Es sollte daher mehr als bisher auf die Anpflanzung und Verbreitung des Nuthbaums gesehen werden, der nicht allein

ein nützlicher Baum, sondern mit seinen glänzenden, saftig grünen Blättern eine schöne Zierde ist. Dazu kommt noch, daß sein anderer Obbau so außerordentlich ist, als der Nuthbaum, er ist nicht wäherlich und kommt in jedem Boden fort. Im besten gedeiht er in trodenen Lagen, auf Abhängen an, während er im nachher lehmigen Boden leicht vom Frost leidet. Somit kommt er noch da vor, wo andere Obstbäume nicht mehr gedeihen wollen. Ferner bearbeitet er fast gar keine Pflege, sein Weidenen etc., womit alledem nicht gelangt ist, daß er sich nicht auf unmerkliche Pflege dankbar erweist. Zu empfehlen ist noch, möglichst dünnblättrige Sorten zu pflanzen, und nicht die harten Baumstämme. Zu beziehen sind solche wohl aus jeder größeren Baumstühle.

Zur Ernte des Winterkohl's.

In manchen Gegenden wird der Krauskohl (auch Grünkohl genannt), ferner bekannte krauskohlartige Winterkohl, bei der Ernte mit den Stielen abgehauen. In anderen Gegenden schneiden man aber die Stämme des Kohls dicht unter den ersten Blättern ab und läßt den Strauf festgaltig stehen. Dieses Verfahren ist sehr zu empfehlen und zwar um deswillen, weil die stehen gebliebenen Stämme im Frühjahr, bei günstigen Wetter schon im Februar zarte Erbsen treiben, die ein sehr feines Gemüse geben, feiner und schmackhafter, als die ausgewachsenen Pfangen werden. Aber den Verzicht einmal gemacht hat, wird nicht wieder davon abgehen, sich auf diese Weise ein vorzügliches Gemüse einbeude ganz ohne Mühe und Kosten zu verschaffen. Wir empfehlen daher untern Lesern bei der Erntung des Winterkohl's die Stämme nicht abzuschneiden oder herauszunehmen, sondern je ruhig stehen zu lassen.

Ein Kircheneind.

Einen großen Erfolg des Mikroskopes für den Obtrichter zeigen die von der landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin angefertigten Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte und Lebensweise eines kleinen blattwespenähnlichen Witzes. Seit acht Jahren verlor die Kirchengemeinde der Bewohner in den Wäldern zwischen Harburg und Stade, welche besonders auf deren Ertrag angewiesen waren, immer mehr an Bedeutung, bis sie im vorigen Jahre ausfiel. Auf den Wunsch der Gemeinden an den Minister, schickte er den Professor Frank die Ursache des Minderertrages des Obstbaues an dem Kirchensiedel zu erforschen. Als die Ursache des Minderertrages erkannte er den kleinen Witz, gnomonium erythrostoma, welcher aus im Herbst nicht abfallendem Laube sich festgesetzt, die im nächsten Frühjahr erkeimenden jungen Wälder und Fruchtanlagen durch seine mehrere Centimeter weit geschleuderten Sporen umwickelt und bald bei der starken Vermehrung durch Veränderung verschirmt. Jetzt, nachdem dieses von Frank erkannte Witz wurde vom Landrath eine strenge Polizeiverordnung erlassen, sämtliche verpflanzte Wälder im Januar und Februar abzuhäufeln und zu verbrennen und ist damit der Witzwuchs der Kirchengemeinde in diesem Sommer vermieden. Nach langen Forderungen in die schon verzweifelnden Bewohner des sog. Alten Landes einen guten Ertrag ihrer Obstbäume erzielen.

Vernichtung der Kellerschalen und Tausendfüßler.

Zur Vernichtung dieser lästigen Gaste, die sich in Kellern, Gewächshäusern und Wärdbeeten oft in großer Zahl finden, wird das Aufhaken von Weisigebeln und das öftere Ausschüteln derselben, um die Thiere daraus zu entfernen und sie vernichten zu können, empfohlen. Einen besseren Erfolg hat man aber, wenn man die Weigung der Thiere für Spiritus zum Fange benutzt. Es geschieht dies, indem man etwas Spiritus in leere Weisigebeln oder Bierflaschen füllt, diese damit ausspannt und den Spiritus bis auf einen geringen Rest daraus wieder entfernt. Die io präparirten Flaschen werden dann an den Orten, aus denen man die Wälder vertreiben will, io ausgelegt, daß die Thiere bequem in den Hals kriechen können, und doch das der Boden der Flasche fester liegt als die der Hals, also diese etwas schräg liegt. Am leichtesten erreicht man dies, wenn man die Flaschen liegend in eine Sandkammer drückt, io daß der untere Rand des Weisigebelles die Wälder und Tausendfüßler kriechen in die Flaschen hinein und können dann leicht durch Einlegen derselben in Wasser oder Ausbrühen getödtet werden.



Erreicht vor einem großen Kreuz und herum steht die schmerzhaft Mutter Gottes. Da sinkt ich auf's Knie und wein mich aus und ist mir Hören und Sehen vergangen.“
 „Jesus, so hättest ja erfahren können!“ rief der Ernst.
 „Im Schnee halb vergarben dich mich einer gefunden, hat mich in sein Haus bringen lassen und seine Frau hat mich geat und beherbergt über Nacht. Und heut früh, wie ich mich bebauten will, erkenne ich in ihm den Staatsanwalt, der

mich gestern so arg hat verberben wollen. Auf ihn sollt ich nicht böse sein, hat er gesagt, es wäre so seine Pflicht gewesen, ich solle in Demuth und Frieden heimkehren und glücklich sein.“

Draußen in der Winternacht klangen die Weihnachtsglocken, und das junge, wieder vereinte Paar — der Himmel beschirme seine Liebe und seine neue Hoffnung!

Zur Völkerkunde der transsilvanischen Zigeuner.

Von Dr Heinrich v. Wlisloeki.

(Schluß.)

Schon die Gebräuche, die die Zigeuner bei Sterbenden beobachten, haben das Gefühl der Furcht zur Triebfeder. Liegt der Aortorax im Sterben, so werden aus seinem Zelte alle Gegenstände hinausgeschafft, damit die Seele, beim Eintritt des Todes dem Körper entfliehend, sich nicht irgenwo anlöse und der Todte sich dieserwegen an seinen Hinterbliebenen räche. Dauert der Todeskampf zu lange, so lassen die Verwandten den Körper des Sterbenden von einem weissen Hund belecken, wodurch die Seele aus dem Körper hervorgezogen wird, wohin sie später, wie wir sehen werden, ohnehin zurückkehren muß. Weiße Hunde finden sich daher als stete Begleiter der einzelnen Zigeunertruppen.

Stirbt der Aortorax, hat sich die Tragödie seines Lebens abgepielt und ist der Vorgang gefallen, der die Grenze und Scheidewand zwischen Sein und Nichtsein bildet, dann wird sein Körper mit Salzwasser, das uralten Glauben gemäß eine reinigende Kraft besitzt, abgewaschen und ins Freie hinausgeschafft, doch nicht beim gewöhnlichen Ein- und Auszug des Zeltes, sondern es wird zu diesem Zwecke eine Leitwand aufgehoben und auf diesem Wege die Leiche hinausbefördert, damit der Seele die Rückkehr ins Zelt abgeköpft werde. Stirbt ein ansässiger Zigeuner (Mietzigler), so wird bei Hinausschaffung der Leiche die Thür aus den Angeln gehoben und erst nach der Beerdigung wieder eingepängt.

Draußen vor dem Zelte wird die Leiche angekleidet und dann auf die Erde gelegt mit dem Kopf vor einen in die Erde getriebenen Pfahl. Auf diesen Pfahl wurden in früheren Zeiten mehrere Schläge mit dem Viehlingsgegenstande des Verstorbenen (Geige, Pfeife u. dgl.) geführt und dann dem Toten die Frage vorgelegt: „Starbst du, weil es der große Gott so wollte?“ (Merá tu, káy báro dovla sár kámélas?) Wenn die Leiche dabei ruhig blieb, so galt die Frage für bejaht, bewies sie sich aber vorwärts gegen den Pfahl zu, so lautete die Antwort auf gewaltsamen Tod und es wurde dann nach dem Mörder geforscht. — Nach der Aufbahrung der Leiche haben die nahen und ferneren Verwandten des Verstorbenen die Pflicht, dem Entschlafenen Geschenke, und zwar Speisen und Getränke, darzubringen, welche sie neben die Leiche stellen und dann selbst verzehren. Je größer die Geschenke, desto größer die Achtung vor dem Toten. Von der Zeit an, wo die Leiche vor das Zelt hinausgetragen wird, beginnt auch das Kommunalesse, und eine Menge Speisen werden verschlungen und der stärkste Brantwein getrunken. Unter dem Einflusse dieses Getränkes beginnen die Weiber des Stammes im Kreise um die Leiche herum zu tanzen, indem sie zugleich den Klagegesang anstimmen; ein ohzerrereißendes Geschrei, indem sie durcheinander ganz heterogene Lieder mehr in langgezogenen Tönen rezitieren, als fingen, sich dabei die Haare ausraufen und das Gesicht blutig tragen. Bald mischen sich auch die Männer und Kinder in diese dämonische Trunkeleszene, welche immer wüthender wird, bis die erschöpften Gestalten vor Ermüdung zu Boden sinken. Bei diesem Leichenfeste zeigen sich die Zigeuner als reine Wilde und keine Ordnung, keine Mitleid legt ihrem Willen Einhalt. Während meines wädrmonathlichen Studienaufenthaltes (im Sommer 1883) unter einer Wanderzigeunertruppe gab es zwischen mir und der Wande nur ein einzigesmal einen „Standal“ und dieser spielte sich eben wegen und bei der Bestattung einer alten, blinden Zigeunerin ab. Diese Orgien dauerten zwei, drei Tage hindurch, bis eben die Leiche weggeräumt ward, und haben dem Glauben der Zigeuner gemäß den Zweck, die Seele des Verstorbenen zu hindern, in den Körper zurückzukehren, ehe dieser nicht in die Erde gescharrt ist, denn im entgegengesetzten Falle hätte der Todte seine Ruhe

und gar häufig „heimkehrend“ würde er den Hinterbliebenen Unannehmlichkeiten bereiten, namentlich auch denen, welche von den beim Leichenfeste genossenen Speisen und Getränken nicht zeitweilig ein Krümchen oder einen Tropfen auffallen lassen, welche die herumflatternde Seele des Toten heimlich genießt.

Der Todte wird endlich an einer einsamen Stelle des Dorfriedhofes oder fern vom Getümmel der Welt, am Rande eines Waldes beerdigt und die Stelle mit einem sonderbaren, feilförmigen Pfosten bezeichnet, dessen oberes Ende kaum sichtbar aus der Erde hervorragt, das unter aber beinahe den Kopf der Leiche berührt. Dies hängt mit dem — heute gänzlich aufgelaufenen — Gebräuche zusammen, daß nämlich die Verwandten den Kopf der Leiche nach einer gewissen Zeit herausnehmen, denselben an einem anderen, entfernteren Orte vergraben und den Pfosten an seine Stelle tief in die Erde hineintrieben. Dies geschah aus dem Grunde, um die Fäulnis des Körpers zu beschleunigen, weil die Seele erst dann in das Reich der Todten gelangt, wenn der Körper ganz aufgelöst ist.

Es drängt sich uns nun unwillkürlich die Frage auf: wie steht es um den Unsterblichkeitsglauben der transsilvanischen Zigeuner?

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Unsterblichkeitsideen den Zigeunern rundweg absprechen, sie als jenen Glaubens entzerrnde Fiktionen hinstellend, ohne dabei zu bedenken, daß es wohl Individuen gebe, denen dieser Glaube abhanden gekommen ist, aber keine Völker, nicht einmal Horden.

Nach der Ansicht der transsilvanischen Zeltzigeuner lebten vor Jahrtausenden die Menschen ewig, es gab eine irdische Unsterblichkeit, die die Menschen insolge des Ungehorsams eines Weibes verloren. Vor vielen tausend Jahren, erzählten die Zigeuner, kam einmal ein alter Mann zu einem Ehepaar, dem er einen Kopf gab, in welchem sich ein Fischlein befand. Er hat den Mann, ihm dies Fischlein gut aufzubewahren, ja nicht zu verzehren, denn nach neun Tagen würde er es sich abholen und ihn dann belohnen. Die Frau des Mannes aber briet das Fischlein und verzehrte es. Als der Alte zurückkam und sein Fischlein nicht vorfand, verfluchte er die Menschheit. Es begann nun neunzig Tage lang zu regnen. Viele Menschen kamen im Wasser um, und von dieser Zeit mußten die Menschen sterben, die vordem ewig lebten. Diese Sage erzählt also eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicher Weise auf ähnliche heimische Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, sondern nur einen unrippligen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewusste Uebertretung eines göttlichen Gebotes, sondern durch ein zufälliges Ereignis beginnt das in nothwendigem Verhältnis begründete Unglück des Menschengeschlechtes.

Den Vorstellungen der Zigeuner gemäß, ist die Unsterblichkeit jenseits nach Art des Lebens diesseits, und erst nach stotgefundenen Fäulnis des Körpers treten die Seelen ihrer Wanderung in das eigentliche Reich der Todten an, wo sie bloße Bilder der Menschen diesseits sind. Ein trummer Mensch ist dort wieder trumm, ein lahmer lahm, ein blinder blind. Bis zur Reife ins eigentliche Totenreich werden die Seelen in drei Abtheilungen getheilt: in Ertrunkeute, deren Seelen die Wassergeister in Tüpfen verschlossen halten, bis der Leib verfaulst; — in Ermordete, deren Seelen in wilde Thiere fohren und so lange dort verweilen, bis der Mörder selbst stirbt und seine Seele ebenfalls in ein Thier fohrt, woher sie erst nach Jahrtausenden in das Reich der Todten gelangt; —

und in die in Hütten Gestorbenen, deren Seelen so lange auf Erden weilen, hermirren, den Körper verlassen und in denselben wieder zurückkehren, bis derselbe ganz verfault ist, worauf sie dann auch die Reife ins Totenreich antreten. Um der Seele, die in diesem irrenden Zustande ohne eigentliches Bewußtsein ist — „wie besoffen“ (sár mátyi), sagte mir ein alter Kortorax —, den Weg in den Körper zurück anzudeuten, wird der Leiche ein Tuch über den Kopf gespreitet, worin gerade über dem Munde ein Loch ist, damit die Seele nach Verleben ein- und ausfliegen kann.

Die Reife ins eigentliche Totenreich ist gar beschwerlich, voll Schrecken und Grauen. Die Seele muß bei neun Bergen vorbeiziehen, die miteinander sechten, dann verteidigt eine Schlange den Weg und dann geht es durch zwölf Wästen, wo ein eisigalter Wind weht, der auf die Haut wie ein Messer schneidet. Wenn die Kälte dieses Windes hilft das Feuer, das aus dem Verbrennen der Kleider und des Bettzeuges des Verstorbenen entsteht, welche in früheren Zeiten erst nach drei Monaten, also wenn die Fäulnis des Körpers schon eingetreten, nicht aber wie heutzutage gleich nach der Bestattung, verbrannt wurden.

Als Illustration zu den soeben angeführten Gebräuchen will ich hier ein interessantes Märchen der transsilvanischen Zeltzigeuner in beinahe wörtlicher Uebersetzung mittheilen. Das Märchen lautet also:

Die drei Eier.

Einmal lebte ein armer Zigeunerburche, dem Vater, Mutter und auch die Geliebte im Laufe einer Woche starben. Trüben Herzens begab er sie, konnte aber sein Totenmahl abhalten, denn er war so arm, daß er kaum noch einen Tag auf den andern leben konnte. Eine Woche nach dem Leichenbegängnis erwachte er in der Nacht und es war ihm, als ob jemand an seinem Zelte rüttelte. Er fragte: „Wer ist da?“ Darauf hörte er seinen Vater sagen: „Du hast mich begraben und mit meine Milch gegeben!“ Die darauffolgende Nacht erwachte wieder der Burche und es war ihm, als ob jemand an seinem Zelte rüttelte. Er fragte abermals: „Wer ist da?“ Darauf hörte er seine Mutter sagen: „Du hast mich begraben und mit meine Milch gegeben!“ Die nächste Nacht hörte er wieder jemanden an seinem Zelte rütteln und er fragte abermals: „Wer ist da?“ Darauf hörte er seine Geliebte sagen: „Du hast mich begraben und mit meine Milch gegeben!“ Da wurde ihm gar schwer ums Herz und er trat vor sein Zelt hinaus. Die Nacht war finstern und er konnte gar nichts sehen, doch hörte er seine Geliebte also sprechen: „Wenn du uns zur Ruhe bringen willst, so gehe hinaus ins Gebirge, dort findest du in einer Höhle drei Eier, dieje nimmst du dir und sühne sie, wenn du es kannst, doch schwer wirst du dahin gelangen!“ Darauf verschwand die todté Maid.

Am anderen Tage zeitig in der Frühe machte sich der arme Burche auf den Weg. Hoch oben im Gebirge traf er eine alte Frau an, die einen großen Sack mitnahm auf dem Rücken trug. Der Burche bewachte sie und sprach: „Gehst her den Sack, ich will ihn euch tragen!“ Die alte Frau übergab ihm den Sack, der Burche nahm ihn auf seine Schultern und fragte die Alte, was sie darin bewahre, da ihm der Sack so leicht vorkomme. „Die Seelen todgeborener Kinder“, sagte die alte Frau, „ich pflege dieselben hinauf in das Reich der Todten zu tragen.“ Kann daß sie einige Schritte gethan hatten, blieb die Alte vor einer Höhle stehen und sagte: „Wir sind angelangt!“ — „Wie so?“ fragte der Burche, „so schnell?“ — „Dir scheint es schnell“, sagte das alte Wülfchen, „obwohl du den Sack bereits seit neun Jahren auf deinen Schultern trägst.“ Daraus erschrak der Burche, die Alte aber fuhr fort: „Im Reich der Todten vergeht die Zeit gar schnell und, Fremden, wir befinden uns da! wenn auch nicht im eigentlichen Reich der Todten, so haben wir doch schon die Grenze desselben überschritten. Ich weiß auch, warum du dich herbeigehst bist! Hier gebe ich dir ein Stück Reisig, einen Krug voll Milch, einen Schlüssel und einen Strick; mit diesen Sachen kannst du deinen Weg fortsetzen und bald wirst du die Höhle erreichen, in welche du zu kommen die Absicht hast!“ Hierauf übergab ihm die Alte ein Säckchen und verabschied.

Der Burche setzte seinen Weg fort und erreichte gar bald den Söhl und einen dunstigen Höhle. Er trat ein und kam mochte er einige Schritte vorwärts, so wurde es ringsum hell und

er sah nun ein großes Haus vor sich stehen. Er öffnete das Thor und trat in den Hof, aber neun weiße Hunde säurten sich wüthend auf ihn. Er nahm aus dem Säckchen das Fleisch hervor und warf es den Hunden hin. Darauf ging er vorwärts und sah einen Brunnen, aus welchem eine Frau Wasser schöpfte, indem sie den an ihre Hüfte gebundenen Eimer herauszog und wieder in den Brunnen hinabließ. Er warf ihr den Strick hin, damit sie die Eimer an denselben binde, und fragte sie, wozu sie das viele Wasser schöpfe. „Für die Todten“, antwortete das Weib, „welche ihre Verwandten ungewaschen begraben haben.“ Darauf ging er weiter und öffnete mit dem Schlüssel die Thür des Hauses und trat in ein Zimmer, wo er drei Eier fand. Er brach das eine auf. Da schwebte Nebel im Zimmer und sein Vater trat vor ihn und sprach: „D, ich bin hungrig und durstig!“ — „Komm' in den Hof.“ — „Ich danke dir“, antwortete der Vater, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!“ Mit diesen Worten verschwand er. Der Burche öffnete nun das zweite Ei und darauf trat seine Mutter hervor und sprach: „D, ich bin hungrig und durstig!“ — „Komm' in den Hof.“ — „Ich danke dir“, antwortete die Mutter, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!“ Mit diesen Worten verschwand sie.

Da nahm der Burche das dritte Ei in die Hand und ging hinaus in den Hof, wo er es neben dem Krug zerbrach. Jetzt erschien seine Geliebte und sprach: „D, ich bin hungrig und durstig!“ — „Hier ist Milch, mein Lieb.“ sagte der Burche und überreichte ihr schnell den Krug. Die Maid trank und wurde so schön, wie die schönste Tochter des Sonnenkönigs. Als sie die Milch ausgetrunken hatte, sprach sie also: „Geliebter, du hast mich vom Tode erlöst, nun lehre ich mit dir zurück ins Leben und werde dein!“ Und so geschah's. Sie lebten vom schrecklichen Gebirge heim und lebten nun in Glück und Zufriedenheit miteinander, bis auch sie für ewige Zeiten ins Reich der Todten überfiedeln mußten. . . .

Dies das Märchen, zu dessen Verständniß ich noch folgendes merken muß. Bei den Zigeunern handelt es sich nicht um Unsterblichkeitsvorstellungen, die bloß der Seele eine Fortdauer nach dem Tode zugeben. Bei ihnen kommen die Verstorbenen in Betracht, inwiefern sie wie andere Geister einer überirdischen Welt auf das Geschick der Lebenden einen göttlichen Einfluß ausüben, nützen oder schaden. Eine Totenverehrung dieser Art war und ist bei vielen Völkern im Gebrauche. So glauben z. B. die transsilvanischen Zigeuner, daß besonders in der Johannisnacht die Todten, die in der erte keine Ruhe haben oder den Weg ins Totenreich nicht finden können, ihre lebenden Angehörigen beunruhigen. Daber spannen die Zeltzigeuner, wo immer sie zu der Zeit gehen, einen Faden über das nächstgelegene Wasser, damit die Geister dasselbe passieren können, denn das Wasser bildet nach uraltem Glauben die Grenze zwischen Leben und Tod, Wasser entzauert und verschleudert die Geister. Erscheint einem der Todte in dieser Nacht im Traume, so findet er eben seine Ruhe, und man kann ihm diese nur so verschaffen, wenn man das von der Dachtraufe der Kirche herunterfallende Regenwasser sammelt und damit neben Tage hindurch täglich siebenmal sein Grab begießt. Auch wird in dieser Nacht ein Gefäß mit Milch vor das Bett gestellt, damit die Todten, ermüdet von der irdischen Fahrt, sich laben können.

Die Vorstellungen der transsilvanischen Zigeuner von der Unsterblichkeit sind also auch noch heutzutage sehr primitiv. Nach denselben dauern die verletzten Zustände dießseits dem Weien nach jenseits wieder fort. Darum werden den Verstorbenen Milch und Wasser hinstellt, warum wurden ihnen noch vor gar nicht langer Zeit Speisen auf das Grab gelegt. In, selbst der Amenthaufort der Todten ist kaum ein anderer, kann ein Beiztiss. Denn jeder Zigeunerstamm verlegt denselben in seine Provinz, so die transsilvanischen Zeltzigeuner in die südlichen Abhänge der Karpathen Gebirgszüge, wo sich die Verstorbenen den Tag über in unzulänglichen Klüften aufhalten, die reich an sonigen Geiften sein sollen, sich mit schönen Weibern unterhalten und an köstlichen Speisen sich laben, um dann des Nachts in die

